PAN

Unsere herrliche Welt

M 3529 E
Nr. 2 / Februar 1982
4,– DM
Österreich 32 öS
Schweiz 4,– sfr
Frankreich 12 FF
Luxemburg 75 lfr
Italien 2800 L
Spanien 200 Ptas
Erstverkaufstag:
29. 1. 82

Fasnacht
Hexen, Spättle und Rungunkeln

Defregger
Der Bauernmaler aus Tirol

Mongolei
Bei den Erben Dschingis-Khans

Rom
Brunnen in der Ewigen Stadt

Paris
Notre Dame, Meisterwerk der Gotik

Amerika
Bilder aus dem Wilden Westen

Defregger

Liebe PAN-Leser

Was alles vermag nicht die Kunst, die Malerei. Sie vermag zu erschüttern, wie das Selbstbildnis des alten Rembrandt; sie vermag in heitere Träume zu entführen, wie manche Bilder Chagalls; sie vermag den Betrachter in einen wahren Farbenrausch zu versetzen, wie manche Kompositionen der Expressionisten; sie vermag nachdenklich zu stimmen, wie die Werke gläubiger mittelalterlicher Meister. Und sie vermag ein Gefühl von Innigkeit, von Heimeligkeit und stillem Vergnügen zu wecken, wie die Bilder von Carl Spitzweg oder Hans Thoma. Zu letzteren Künstlern zähle ich auch den Tiroler Franz von Defregger. Die meisten kennen ihn wohl nur als Maler der Tiroler Freiheitskämpfe von 1809; sein Gemälde „Das letzte Aufgebot" zum Beispiel ist ja weltberühmt geworden. Doch neben seinen bekannten Werken finden Sie in diesem Heft etliche, die nicht in Museen zu besichtigen sind. Bilder, die Defreggers ursprüngliche dörfliche Welt und ihre bäuerlichen Menschen zeigen; Bilder, die mit so viel Liebe und Anteilnahme am Leben der Mitmenschen geschaffen worden sind, daß einem beim Betrachten vor allem der Kinderszenen warm ums Herz wird. Kritiker haben Defregger vorgeworfen, er gebe nur die erfreulichen Seiten des Bergbauernlebens wieder. In der Sache mögen sie recht haben, aber mir macht es Freude, seine gemalten Geschichten von der Alm, von echten Tirolern und Salontirolern anzuschauen, darüber zu schmunzeln. Und ich kann mir vorstellen, daß etwas von dem vergnüglichen Sinn des Künstlers, von seiner Lust am Dasein beim Betrachten der Bilder auch auf Sie überspringt. Und das ist vielleicht das Schönste, was man über das Schaffen eines Malers sagen kann.

In diesem Sinne

Ihr

Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda

Zum Titelbild:
Die Geschichte vom heiligen Nikolaus. Öl, ohne Jahr. Privatbesitz. Franz von Defregger malte viele Bilder nur für sich und seine Familie. Porträts, aber auch Szenen von stiller, heimeliger Beschaulichkeit wie diese mit seinen Kindern

Links:
Die drei Kleinsten, 1892. Öl/Holz, 40 x 52 cm. Franzl, Hansl und Friedl auf Vaters Spuren. Ein Weihnachtsgeschenk Defreggers für seine Frau

Erst wurde er gefeiert wie wenige.
Doch neben den revolutionären Farben und Formen der modernen Malerei verblaßte der Ruhm des Künstlers, der eine versinkende Kultur im Bild festhielt

Der Bauernmaler aus Tirol

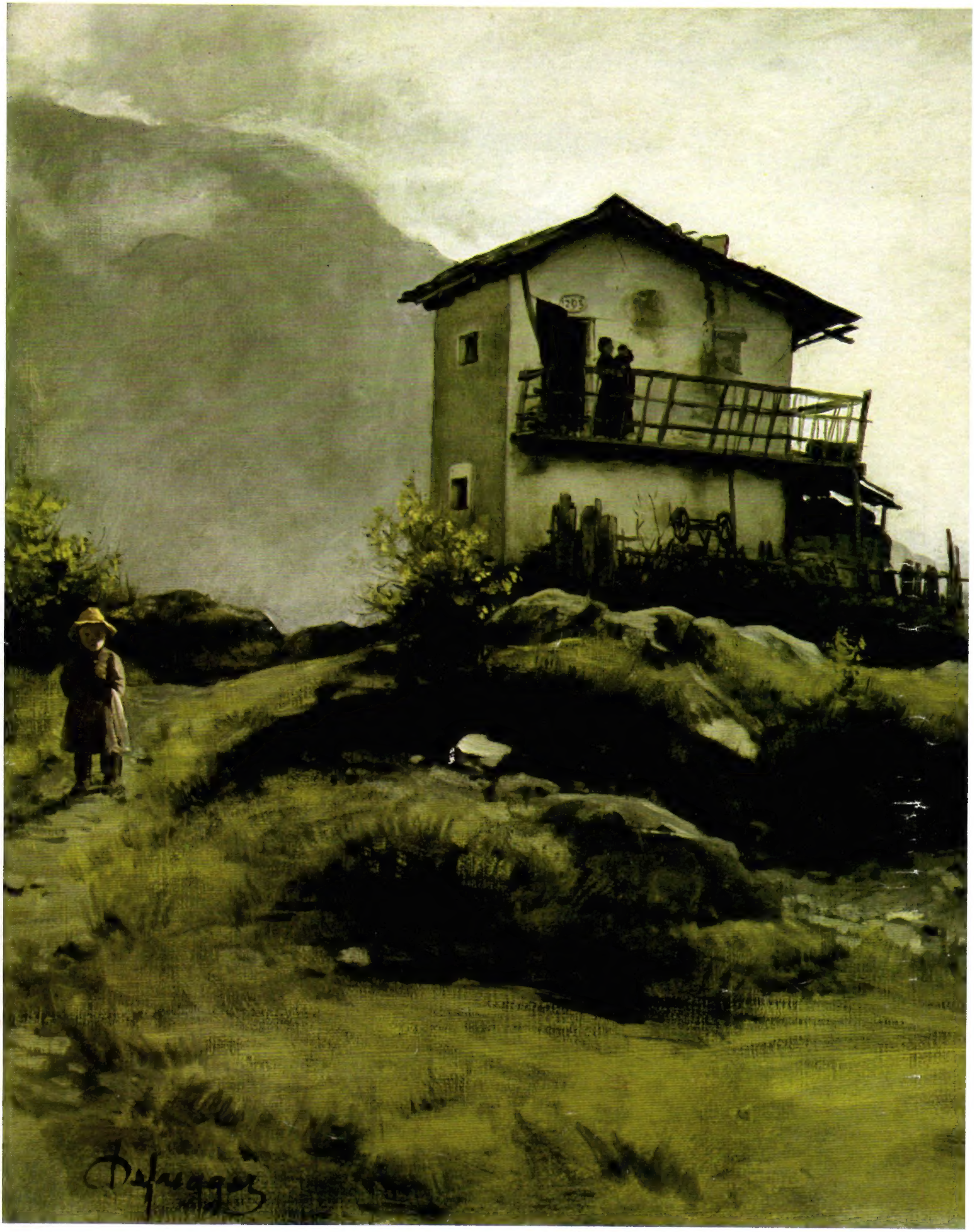
Auf den ersten Blick war die Wirkung äußerst schwach. „Das Bild machte mir nicht mehr Eindruck als ein Trunk frischen Quellwassers, nachdem man eben Champagner genossen", schrieb der Kunstschriftsteller Friedrich Pecht mit entwaffnender Ehrlichkeit dem Maler in die Biografie, fuhr dann allerdings fort: „Noch heute begegnet es einem fast bei jedem neuen Bilde des Meisters, daß es zunächst weniger und dann erst nach und nach immer besser gefällt, bis man zuletzt herausfindet, daß es besser sei als alle anderen. Unstreitig rührt dies eben von jener Anspruchslosigkeit und schlichten Wahrheit des Ausdrucks her, die bloß die Sache und nichts als diese gibt – ohne alle jene Bravour, welche den Akzent auf Nebendinge legt. Dazu kommt, daß weder der Vortrag sehr elegant noch die Farbe bestechend ist, es gibt viel feinere Koloristen, ebenso gute Zeichner, und nur in der Wahrheit der Charaktere und ihres Ausdrucks wird er so selten erreicht, nie überboten."
Er, das war der Maler Franz Defregger, das Bild: „Speckbacher und sein Sohn Anderl", das den Südtiroler 1869 bei der Ausstellung in München weithin bekannt machte.
Josef Speckbacher, der Schützenhauptmann aus dem Unterinntal, war neben Andreas Hofer und dem Kapuzinerpater Joachim Haspinger Führer des Tiroler Freiheitskrieges gegen Napoleon im Jahr 1809. Einige der bekanntesten Gemälde Defreggers zeigen Szenen aus jener Zeit. Viele kennen ihn sicherlich nur als Maler der Andreas-Hofer-Bilder, des berühmten „Letzten Aufgebots" oder der „Heimkehr der Sieger".

Franz von Defregger
durfte der Maler sich ab 1883 nennen – der Königliche Hof hatte ihn geadelt. Doch das veränderte den Künstler nicht. Seine geistige Heimat blieb die bäuerliche Welt, wie sie das Bild „Der Besuch" von 1875 zeigt. Öl, 93 x 72 cm, München, Neue Pinakothek

Daß sich der Künstler mit solchen Themen beschäftigte, hatte wohl mehrere Gründe. Er war selbst Tiroler, Südtiroler, stammte aus dem Pustertal, aus dem der Pater Haspinger kam, der noch bis 1858 in Salzburg lebte. Und der 1810 von den Franzosen hingerichtete Passeirer Sandwirt Hofer war ebenfalls sein Landsmann gewesen. Zudem steckte auch Defregger dieser Freiheitsdrang im Blut, wie eigentlich allen Bergbauern, die hart genug mit ihrer Abhängigkeit von den Kräften der Natur zu schaffen haben und schon deswegen fremde menschliche Oberherrschaft gar nicht mögen. Der Bauer und Maler Franz Defregger verstand und fühlte, was Schiller mit seinem Satz „Auf den Bergen ist Freiheit" gemeint hatte.
Doch wer diesen Defregger nur als Maler heroischer Gestalten und Szenen kennt, der kennt ihn nicht. Er war ein Mann, der die Berge und die Menschen seiner Heimat im Bild festhalten wollte. Und er war einer, der vieles für sich selber malte.
„Das kann man schon an der Signatur erkennen. Bilder mit einem besonders ausdrucksvollen, fast schwülstigen Namenszug waren für den Verkauf bestimmt. Die vielen, die er für sich behalten wollte, tragen meist nur ein einfaches Zeichen oder lediglich ein Datum." So der Maler-Enkel und Experte Hans Peter Defregger, der im nächsten Jahr mit dem Rosenheimer Verlagshaus ein umfassendes Werk über seinen Großvater herausbringen will.
Manches in Defreggers Werk und Lebenslauf erinnert verblüffend an seinen Schwarzwälder Zeitgenossen Hans Thoma (siehe PAN 8/81), und dessen Bekenntnis „Echte Kunst entspringt aus der Heimatliebe" könnte ebenso von dem Tiroler stammen. Nur die „Startbedingungen" unterschieden sich. Thoma kam 1839 in einer nicht gerade begüterten Schwarzwälder Familie zur Welt, Defregger am 30. April 1835 auf dem recht ansehnlichen Ederhof hoch am Berg oberhalb der Gemeinde Dölsach im Pustertal. Dort wuchs er auf, ein richtiger Bauernbub, und seine einzige Beziehung zur Kunst bestand

Fortsetzung auf Seite 20

In der Almhütte, *1891.*
Öl/Holz, 37 x 52 cm.
Privatbesitz. Eine bunte Gesellschaft hat der Maler da versammelt: kernige Bergler, ein Trupp Touristen, die vielleicht vor einem Gewitter Schutz in der Almhütte gesucht haben. Zwei der Naturburschen nutzen die Gelegenheit, mit den sichtlich beeindruckten Stadtfrauen zu „flirten", was dem Mädchen im Hintergrund anscheinend nicht gefällt. Defregger war ein scharfer Beobachter und in dieser Umgebung daheim. Die Atmosphäre und die Charaktere „stimmen", auch wenn meist Heiterkeit seine Bilder aus der Bergwelt beherrscht


Defregger

Ein Bauernhaus auf der Höhe (Virgl). *Um 1880–85. Öl, 67 x 77 cm. Privatbesitz. Zeitlebens zog es Defregger in die Bergwelt seiner Jugend zurück. Nach der Heimkehr aus Paris verbrachte er Sommer und Herbst 1865 auf der Gschlößalpe in den Hohen Tauern. Später, als er zu Geld gekommen war, ließ er sich im Pustertal eine Hütte bauen, 1800 Meter hoch gelegen, wo er viele Jahre Sommer für Sommer mit der ganzen Familie Urlaub machte; wohl froh, dem Münchner Kunstbetrieb so entrinnen zu können*

Franzl und Hansl, *1887. Öl/Holz, 78 x 57 cm. Der Vater als Maler oder der Maler als Vater: Von seinen Kindern hat Defregger viele Porträts geschaffen, sehr naturalistische, lebensvolle und fröhliche Bilder. Seinen Erstgeborenen Robert „bannte" er sogar schon auf die Leinwand, als der Kleine eben vier Tage alt war*

Das letzte Aufgebot, *1874. Öl, 139 x 191 cm. Wien, Österreichische Nationalgalerie. Der Tiroler Freiheitskampf von 1809 gegen Napoleon hat Defregger stark beschäftigt. Dieses, wohl sein berühmtestes Gemälde, machte ihn weltbekannt. Doch nie schilderte er Kampfszenen; sein Thema ist der Mensch, sind Freiheitsdrang, Bangen, Abschied, sind menschliche Gefühle*

Josef Speckbacher und sein Sohn Anderl, *1869. Öl, 96 x 123 cm. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum. Die Begegnung des Vaters mit dem Zwölfjährigen, dem er die Teilnahme am Feldzug verboten hatte*

Andreas Hofer, *1880. Öl/Holz, 30 x 21 cm. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum. Der Sandwirt aus dem Passeiertal war Tirols volkstümlichster Freiheitsheld. In mehreren Schlachten, zwei davon am Berg Isel bei Innsbruck, besiegte er die bayerischen und französischen Truppen. Als Österreich im Frieden von Wien 1809 Tirol an Bayern abtrat, rief Hofer erneut zum Kampf auf. Diesmal unterlagen die Tiroler am Berg Isel. Hofers Versteck wurde verraten, der 43jährige Volksheld 1810 auf Befehl Napoleons in Mantua erschossen. Julius Mosens Gedicht von 1831 „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war" wurde in der Vertonung von Ludwig Berger eine Volkshymne*

Peter Sigmair, *1893, Öl/Eiche, 40 x 31 cm. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum. Der Tharerwirt von Olang gehörte zu den Führern des Aufstandes von 1809. Als die Franzosen ihn nicht fangen konnten, drohten sie seinen greisen Vater zu erschießen. Da stellte Sigmair sich*

Tiroler Helden, *1894.*
Andreas Hofer, Josef Speckbacher, Pater Joachim Haspinger und Hofers Schreiber Kajetan Sweth. Öl, 145 x 120 cm. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum.
Nach längerer Pause griff Defregger in den neunziger Jahren das Thema der Tiroler Freiheitskämpfe nochmals auf

Die Heimkehr der Sieger, *1876.*
Öl, 140 x 190 cm. Berlin, Nationalgalerie. Defregger schuf dieses Gemälde auf Bestellung: Die Berliner Nationalgalerie wollte ein Werk des Meisters besitzen, das dem „Letzten Aufgebot" an Bedeutung gleichkam. Das war zwar in Berlin erstmals ausgestellt, aber dann für die Kaiserliche Galerie in Wien gekauft worden. Die „Heimkehr" ähnelt dem „Aufgebot" in der Komposition sehr; doch ist das Gemälde, dem Thema angemessen, farbiger. Die Männer und Frauen tragen Vintschgauer Tracht, die Defregger als Maler besonders schätzte

Im Süden des Landes erstreckt sich, 2000 km lang, die Gobi: teils Steppe, teils Sandwüste. Der schwedische Forscher Sven Hedin machte sie durch seine Schilderungen weltbekannt. Auch heute noch wird mit Kamelen Salz von den Salzseen geholt, über Hunderte von Kilometern.

Die Kunst verbirgt sich hinter Klostermauern

Das Erdeni-Dsu-Kloster erbauten tibetische Mönche 1586. Als die Mongolei 1924 Volksrepublik wurde, gab es 2700 Klöster. Heute existieren angeblich nur noch zwei

Kunstvoll gestaltete Mauern verwehren Fremden den Zugang in das Innere und zu den dort angehäuften Kunstschätzen – sie dürfen nicht fotografiert werden. Rechts Mitte: Buddhas „Rad des Glaubens" ziert den Giebel

Nur einige Säulen und diese tonnenschwere Schildkröte aus Granit blieben von der alten Mongolenhauptstadt Karakorum, die im 15. Jahrhundert zerstört wurde. Die Figur galt in alten Zeiten als magischer Schutz gegen Hochwasser

Was wäre hier der Mensch ohne sein Pferd...

Die Mongolei ist ein weites, wüstenhaftes Hochland, begrenzt von mächtigen Gebirgen. Die Winter sind sibirisch kalt, die Sommer kurz und heiß

Einst lebten im Land etwa 200 000 Lamamönche; jetzt sind es noch 90, die meisten davon im Greisenalter. Sie überstanden jahrzehntelange Verfolgung. Offiziell herrscht wieder Religionsfreiheit – wie in Dschingis-Khans Weltreich

Von weit aus dem Hinterland kommen die Gläubigen in die Hauptstadt Ulan Bator, um im einzigen wieder geöffneten Kloster Ghandan zu ihren Stein-Buddhas (Mitte) zu beten und die Gebetstrommeln zu bewegen

Im prächtigen Kloster Ghandam lebte bis 1924 der Bodo Ghan, den die Mongolen als „lebenden Buddha" verehrten. Das 1639 gegründete Kloster war geistiges Zentrum der Mongolei

Das Haus, in dem einst der „lebende Buddha" wohnte

Nicht nur Männer sitzen zu Pferde, als wären sie mit ihm verwachsen, auch Frauen. Statistisch kommen auf jeden Mongolen noch heutzutage zehn Pferde

Schon Dschingis-Khan hatte die Besten im Wettkampf ermittelt, und noch heute treffen sich beim jährlichen Nadomfest die Bogenschützen, Ringer und verwegensten Reiter: Das Erbe der Ahnen steckt noch immer im Blut

Sie reiten wie die Krieger Dschingis-Khans

Was Marco Polo (1254 bis 1324) nach seiner Rückkehr aus China zu erzählen wußte, hat den Weltreisenden in Sachen Entdeckung und Forschung bis an sein Lebensende verfolgt. Sogar in seiner Vaterstadt Venedig nannte man ihn „Millionenschwindler", und noch auf dem Sterbebett bekam der gläubige Christ Besuch von Abgesandten der Kirche, die ihm fürchterliche Höllenstrafen androhten, wenn er nicht endlich das Geständnis ablege, daß seine Berichte erlogen seien. Marco Polo jedoch starb, ohne auch nur ein Wort davon zurückzunehmen.
Denn der Reisende hatte nur niedergeschrieben, was er im Land China gesehen und am Hof des mongolischen Großkhans und chinesischen Kaisers Khubilai erlebt hatte. Khubilai, ein Enkel des mongolischen Reichsgründers Dschingis-Khan, hatte seine Residenz von Karakorum in den Steppen seines Stammlandes nach dem eroberten Peking verlegt und dort eine höfische Pracht entfaltet, die ihresgleichen suchte.

Allein für seine Gewänder brauchte der Herrscher zwei Häuser

Die äußeren Mauern der Residenz umschlossen ein Gebiet von 64 Quadratkilometern; jede Seite war acht Kilometer lang, die innere Mauer sechs Kilometer. Im Mittelpunkt stand der Palast, einen Kilometer lang, einen breit, bis unter das Dach voll mit kostbarsten Schätzen. Allein des Kaisers Gewänder füllten zwei Häuser, und in seinem Marstall standen zehntausend weiße Rösser. In den kühlen Bergen besaß Khubilai zudem eine Sommerresidenz und überall im Land Jagdschlösser.
Marco Polo berichtete von den technischen und sozialen Einrichtungen des Mongolenstaates, von den präch-

Bitte umblättern

Die Herde folgt dem Hunger, der Mensch folgt der Herde: Das ist das Los der Nomaden, die ihre Zelte abbrechen müssen, wenn die Herde weiterzieht. Die Hälfte der Mongolen lebt noch in Jurten (Filzzelten) und von ihren Tieren

Fortsetzung von Seite 31

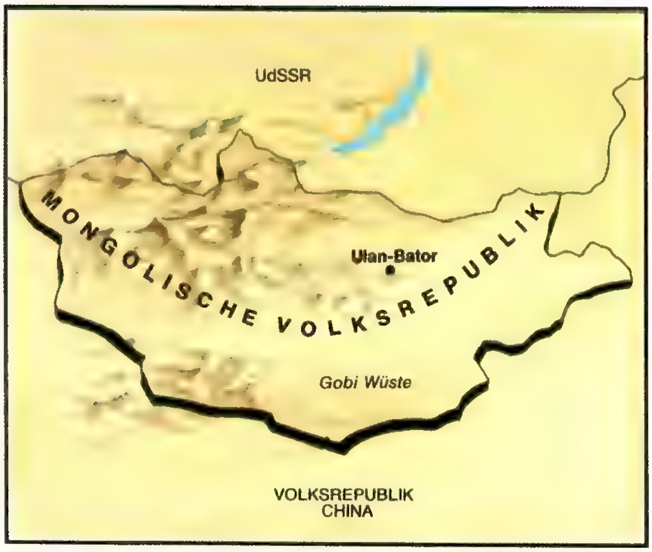
tigen Heerstraßen und den Kanälen, die Flüsse miteinander verbanden; bewunderte die öffentlichen Spitäler, in denen Kranke und Verunglückte ärztlich betreut wurden, und die öffentlichen Speisungen, von denen allein in Peking mindestens 20 000 der Ärmsten lebten. Er erzählte von den vielen Vorratshäusern im Lande, aus denen die Bevölkerung bei Hungersnöten infolge Naturkatastrophen billigst Lebensmittel kaufen konnte; und er rühmte die straffe Ordnung, aber auch den genauen Haushaltsplan für das gesamte Staatsgebilde.

Völlig neu für ihn war jedoch das Papiergeld als Zahlungsmittel, das, aus der inneren Rinde des Maulbeerbaumes hergestellt, wie modernes Papiergeld Siegel und Unterschriften der Zentralbankdirektoren trug. Am meisten freilich hatte die Glaubensfreiheit in dem Vielvölkerstaat den Europäer überrascht. Ob Christ, Mohammedaner, Buddhist oder Schamanist, jeder durfte öffentlich seinen Gott, seine Götter oder auch seine Götzen anbeten.

Für das Abendland allerdings waren diese Schilderungen nicht glaubwürdig, ja sogar ketzerisch. Hätte es in jener Zeit schon die Inquisition gegeben, Marco Polo wäre vermutlich auf dem Scheiterhaufen gelandet. Die Mongolen stellte man sich als ein umherstreifendes Steppenvolk vor, das auf kurzbeinigen, struppigen Pferden sengend und brennend durch die Lande jagte und alles niedermetzelte, was sich ihm in den Weg stellte. Barbaren also, ohne jede Kultur.

Es sollte noch etliche Jahrhunderte dauern, bis Marco Polo rehabilitiert wurde. Erst viel später haben nämlich solche Weltreiche die Forscher aller Richtungen heftigst interessiert. Selbst wenn sie geheimnisumwittert waren wie das Mongolenreich, das im 13. Jahrhundert von den nördlichen Eismeeren über das chinesische Meer bis hinunter nach Jerusalem und im Westen bis Wien und Breslau reichte und somit – wenn auch nur für ganz kurze Zeit – vier Fünftel der damals bekannten Welt umfaßte.

Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen die ersten Forscher in die Mongolei. Sie fanden zunächst aber kaum Spuren des einstigen Weltreiches, nur ein völlig verarmtes Volk, das mit seinen Pferden und Rindern in den Steppen von Weideplatz zu Weideplatz zog und in Zelten lebte. Die Archäologen fingen zu graben an, gaben aber bald entmutigt wieder auf, weil die Erde wenig Erkenntnisse barg. Wie sollte sie auch? Dschingis-Khan und seine Mongolen waren Nomaden gewesen und hatten in Zelten gelebt. Erst seine Nachkommen bauten feste Städte, die jedoch nach dem Zerfall des Reiches zerstört wurden. Und den Rest besorgten der Steppenwind und der Wüstensand.



Nichts blieb vom Reich, das dieser mächtige Mann schuf

Die Mongolei, eingezwängt zwischen die Supermächte Rußland und China, ist sechsmal so groß wie die Bundesrepublik und hat 1,5 Millionen Einwohner. Links: Reichsgründer Dschingis-Khan (1155–1227)

Mongolische Handschriften beweisen: Marco Polo hat nicht übertrieben

Den Historikern war mehr Erfolg beschieden. Bei ihrer Suche nach alten Handschriften entdeckten unter anderen der Russe Palladius, der Japaner Naito, der Schwede Sven Hedin, der Franzose Pelliot, der Engländer Sir Aurel Stein und in jüngster Zeit der Gelehrte Walther Heissig, Professor für Sprache und Kultur Zentralasiens an der Universität Bonn, wahre Schätze. Die Auswertung dieser Schriften rechtfertigte die Berichte von Marco Polo vollends. Er hatte nicht übertrieben, eher untertrieben.

Zu den wichtigsten entdeckten Werken zählt die „Geheime Geschichte der Mongolen", die im Auftrag von Dschingis-Khans Sohn Ögödei geschrieben und im Jahr 1240 fertiggestellt wurde. Diese Geschichtsbände waren so geheim, daß nur die Mitglieder des Herrscherhauses sie lesen durften. „Es ist die älteste bekannte mongolische Dichtung, Mythos, Epos, Kampfschrift und kunstvolle Geschichtsschreibung in einem", sagt Professor Heissig im Vorwort seiner Zusammenstellung.

Nach der Jahrtausendwende lebte in Hochasien eine Vielzahl kleinerer Nomadenhorden, die von Khans geführt wurden. Sie nannten sich Tungus, Tatar und Manghol, und sie be-

kriegten sich um jeden Quadratmeter Weideland bis aufs Messer. Besonders zwischen den Horden der Tatar und der Manghol kam es immer wieder zu Streit. Im Jahr 1171 dann wurde Yesügei, der Anführer der Manghol, von einem Tatar vergiftet. Yesügei hinterließ eine Frau und sechs unmündige Kinder. Temudschin, der Älteste, war gerade 16 Jahre alt. Nach dem Tode des Khans zerfiel die Horde. Yesügeis Frau blieb allein zurück. „Mit dem Wacholderspan in der Hand", steht in der Geheimen Geschichte geschrieben, „grub die Mutter Wurzeln aus, um ihre Kinder zu ernähren." Und das Leben ihres Ältesten war bedroht. Damit er sich für die Schmach seiner Familie nicht rächen konnte, wollten die Abtrünnigen ihn töten.

Sehr früh schon also mußte sich Temudschin seiner Haut wehren. Durch diese Not lernte er sehr schnell alle Tricks des Versteckens und auch die Kriegskunst. Keiner konnte besser reiten, keiner besser mit dem Säbel umgehen, keiner so treffsicher einen Pfeil abschießen. Und keiner hatte mehr Mut. Dabei wuchs der Junge zu einem athletischen Mann heran, größer als die anderen Manghol und auch kräftiger. Das Auffallendste jedoch waren seine graugrünen Augen, die Katzenaugen glichen. Und bald schon war Temudschin Anführer einer Räuberbande.

Mit dieser Bande überfiel er seine Verwandtschaft, tötete die Rädelsführer und zwang den Rest der Mangholhorde unter seinen Befehl. Nun fühlte er sich stark genug, den Kampf mit seinen Todfeinden, den Tatarhorden, aufzunehmen. Nach schweren Kämpfen besiegte er auch die, und in den nächsten 20 Jahren unterwarf Temudschin Horde nach Horde. Nun grenzte sein Reich im Süden an das mächtige China.

Im Herbst 1206 rief Temudschin alle seine Stammesfürsten zu einem großen Kuraltais, einem Reichstag, an den Kerulanfluß und ließ sich von ihnen zum „Dschingis-Khan", dem „Mächtigsten aller Khane" oder auch „Ozeangleicher Khan", wählen. Und seinem Volke verlieh er den Ehrentitel „Mongolen"; das bedeutet „die Tapferen".

Zugleich verkündete Dschingis-Khan neue Gesetze und ließ sie für jedermann sichtbar im ganzen Land in Stein meißeln. Der wichtigste Paragraph in der Yassa, dem Gesetzeswerk, lautete: „Pflicht des Mongolen ist es, zu kommen, wenn ich rufe, zu gehen, wenn ich befehle, und zu töten, wen ich nenne." Bereits leichte Vergehen wurden mit dem Tod bestraft. Und Dschingis-Khan gewährte die Religionsfreiheit. Die meisten Mongolen huldigten dem Schamanismus. Nach diesem Glauben war jeder Stein und jeder Berg von den Geistern der guten und bösen Ahnen belebt.

Dschingis-Khan fühlte sich nun stark genug, die Welt zu erobern. Bereits ein Jahr später unterwarf er die Kirgisen und Oiraten. 1209 vernichtete er das Tangutenreich, 1211 fiel er in Nordchina ein, und vier Jahre später eroberte er Peking. 1219 brach Dschingis-Khan mit 200 000 Mann nach Mittelasien auf, und 1223 schlug er in der Schlacht von Taganrog am Kalkafluß das russische Heer. Mit unvorstellbar großer Beute kehrte er zwei Jahre später in sein Stammland zurück. In den eroberten Gebieten setzte er seine Söhne als Statthalter ein.

Mit Bordu, seiner seit der Kindheit versprochenen Frau, hatte Dschingis-Khan vier Söhne, hielt sich aber noch eine Nebenfrau. Der Überlieferung nach soll er mit mehr als 500 Geliebten eine kaum abschätzbare Zahl von Kindern gezeugt haben, die aber alle keinen Anspruch auf das Erbe hatten.

Der Khan trank nur fünf Becher Wein – doch die waren groß wie Eimer

Im Jahr 1227 stürzte Dschingis-Khan auf einer Strafexpedition gegen die Tanguten vom Pferd und verletzte sich schwer. Er ließ seine Söhne an das Krankenlager holen, verpflichtete sie, das Gesetz zu halten, und befahl ihnen, weiter die Welt zu erobern. Am 25. August starb der Herrscher nach einer Reihe von Fieberanfällen, 72 Jahre alt.

Nachfolger wurde Sohn Ögödei, der bereits ein Jahr später die Reste der Chin-Dynastie in China besiegte. Beim Reichstag 1235 wurde beschlossen, nach Westen zu marschieren. Batu, ein Enkel Dschingis-Khans, eroberte Rußland, Polen, und schlug 1241 bei Liegnitz ein deutsch-polnisches Ritterheer vernichtend. Zur gleichen Zeit hatten die Mongolen im Süden Ungarn besetzt und standen vor der Wiener Neustadt.

Und dann kehrten sie plötzlich heim. Ihr Großkhan Ögödei war gestorben. Todesursache: Trunksucht. Seine Brüder hatten ihn immer wieder beschworen, nicht mehr als fünf Becher Traubenwein täglich zu trinken. Ögödei hielt sich auch daran, nur ließ er immer größere Becher anfertigen. Zuletzt waren sie so groß wie Eimer.

Die ersten Risse machten sich bemerkbar in Dschingis-Khans Reich. Nach heftigen Intrigen wurde Enkel Gujuk Herrscher; als der bereits nach einem Jahr starb, bestieg Möngke den Thron, der dann an seinen Bruder Khubilai überging.

Khubilai war dem chinesischen Wesen tief verbunden, und er wurde in seiner Denkweise immer mehr zum Chinesen. Damit leitete er den Niedergang des Riesenreiches ein. „Am Geist Chinas sind die Mongolen zugrunde gegangen", überliefert eine Chronik. Kurz nach seinem Tod bereits fielen der Iran und weite Teile Rußlands vom mongolischen Staatenbund ab.

Als Toghon temür 1333 das Zepter in die Hand nahm, wackelte sein Thron bereits beträchtlich. Das aber kümmerte den Kaiser nicht. Er hatte die Bauwut, wurde deshalb spöttisch der „Zimmermannskaiser" genannt; daneben widmete er sich vornehmlich dem weiblichen Geschlecht. Aus dem ganzen Reich ließ der Kaiser die schönsten Frauen nach Peking bringen, wo sie im „Palast der tiefen Klarheit" wohnten, einem Gebäude mit vielen hundert Räumen.

Im Land aber gärte es, es gab Verschwörungen und Aufstände. 1368 schließlich erhob sich das gesamte chinesische Volk, die Hauptstadt Peking wurde gestürmt, und der Herrscher konnte nur noch mit Mühe fliehen. Zwei Jahre später starb Toghon temür in seiner alten Hauptstadt Karakorum. Nun löste sich auch noch der letzte russische Großfürst aus dem Reichsverband, Stammesfürsten machten sich selbständig, das Mongolenreich war am Ende.

Jetzt kamen die Lamapriester aus Tibet. Sie bekehrten die Mongolen zu Buddhisten und bauten überall im Land Klöster. Viele Mongolen wurden nun selbst Priester, zogen bettelnd durch das Land. Bald waren es 200 000 Bettelmönche, die von der Bevölkerung mit ernährt werden mußten. Da die Lamapriester einem strengen Zölibat unterworfen waren und ein Großteil der mongolischen Männer bereits Mönche waren, ging innerhalb weniger Jahrhunderte die Bevölkerungszahl erschreckend zurück. Die Nichtpriester konnten die Priester nicht mehr ernähren. Das Land verarmte vollends.

Die Geschichte der Mongolei ist wiederum ein Lehrstück der Geschichte. Zwei Generationen bauten das größte Reich aller Zeiten auf, in der fünften Generation bereits zerfiel es. So vergeht der Ruhm der Welt ...

Jakob Kurz

Fotos: Klaus Thiele

Lassen Sie sich von uns zeigen, wie kreativ Ihr Geld arbeiten kann.

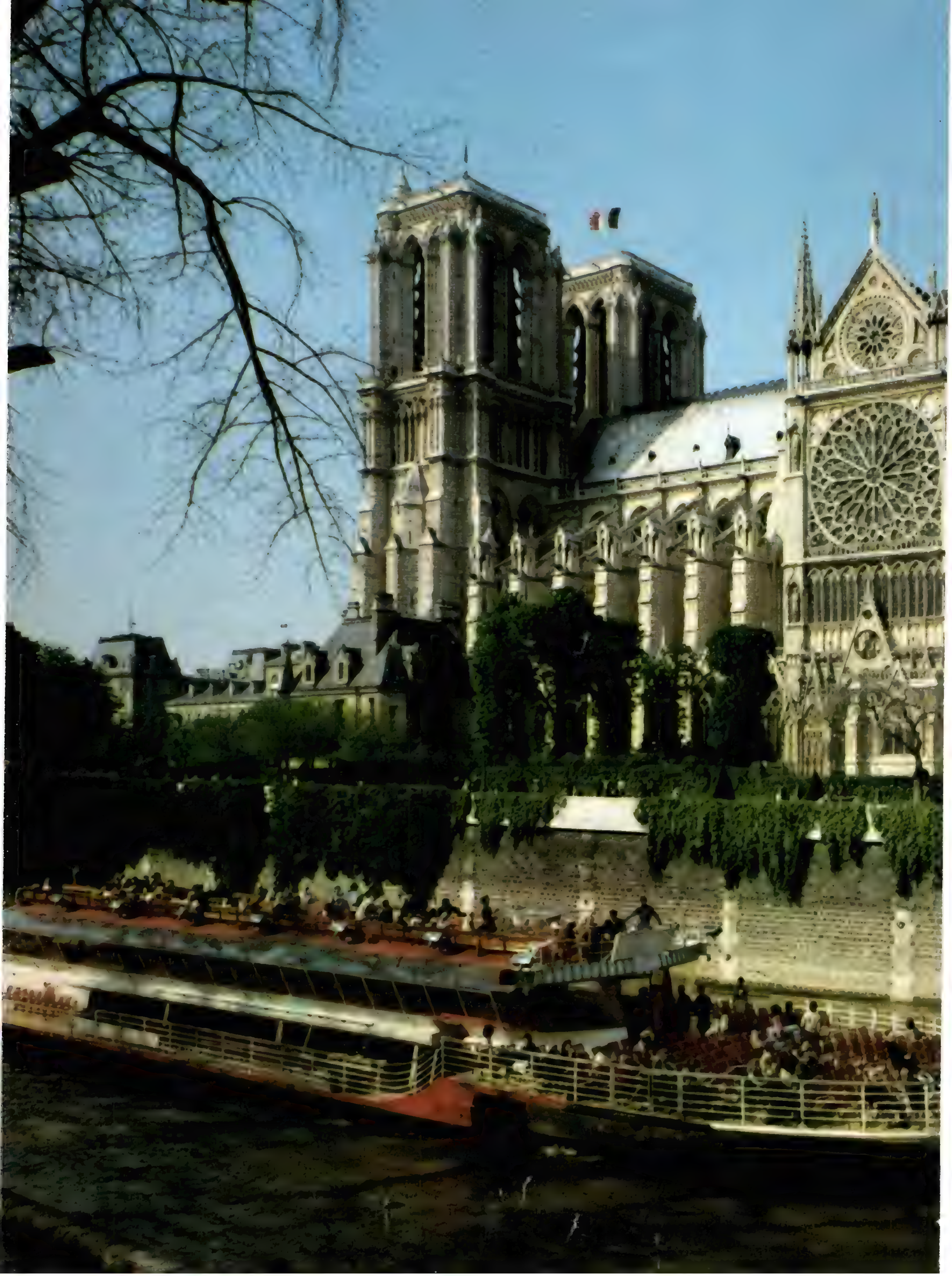
Wir meinen, daß es durchaus Möglichkeiten gibt, Geld phantasievoll arbeiten zu lassen. So umfaßt zeitgemäßer Bankservice weit mehr als nur die Verwaltung Ihrer Finanzen. Sie können zum Beispiel mit Recht von uns erwarten, daß wir Ihnen speziell auf Sie zugeschnittene Anlagemöglichkeiten ausarbeiten: zu Anfang vielleicht das vermögenswirksame Sparen oder einen Sparplan mit Bonus. Und später, wenn Sie sich zum Beispiel selbständig machen wollen, kennen wir die Voraussetzungen und Wege für eine erfolgreiche Zukunft.

Im persönlichen Gespräch mit unserem Kundenberater und durch seine fundierte Erfahrung finden Sie die jeweils beste Möglichkeit, Ihr Geld kreativ einzusetzen.

Übrigens: Für Abiturienten und Fachoberschüler liegen in unseren Geschäftsstellen „extra infos" gegen eine Schutzgebühr von 5 DM bereit. In „extra infos" erfahren Sie vieles über Studium, Beruf und Bundeswehr.

Sprechen Sie mit uns. Denn unser Service ist es wert.

Deutsche Bank



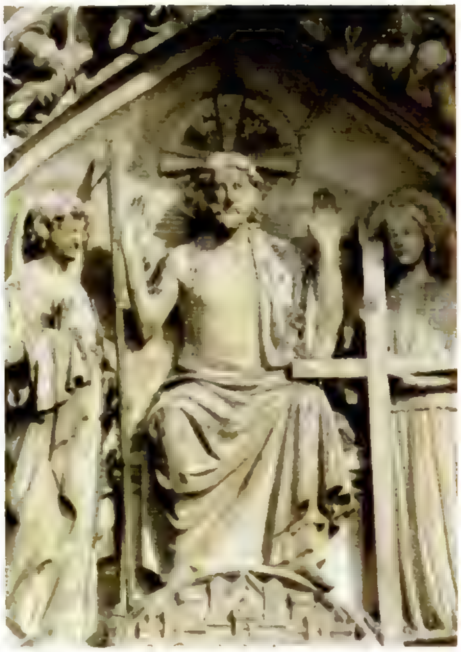
Auf einer Insel in der Seine liegt Notre-Dame, die Kirche „Unserer Lieben Frau von Paris". Ein mächtiger Bau: fast 130 Meter lang, das Mittelschiff 32 Meter hoch; eine der frühen unter den 80 gotischen Kathedralen, die in Frankreich gebaut worden sind

Notre Dame

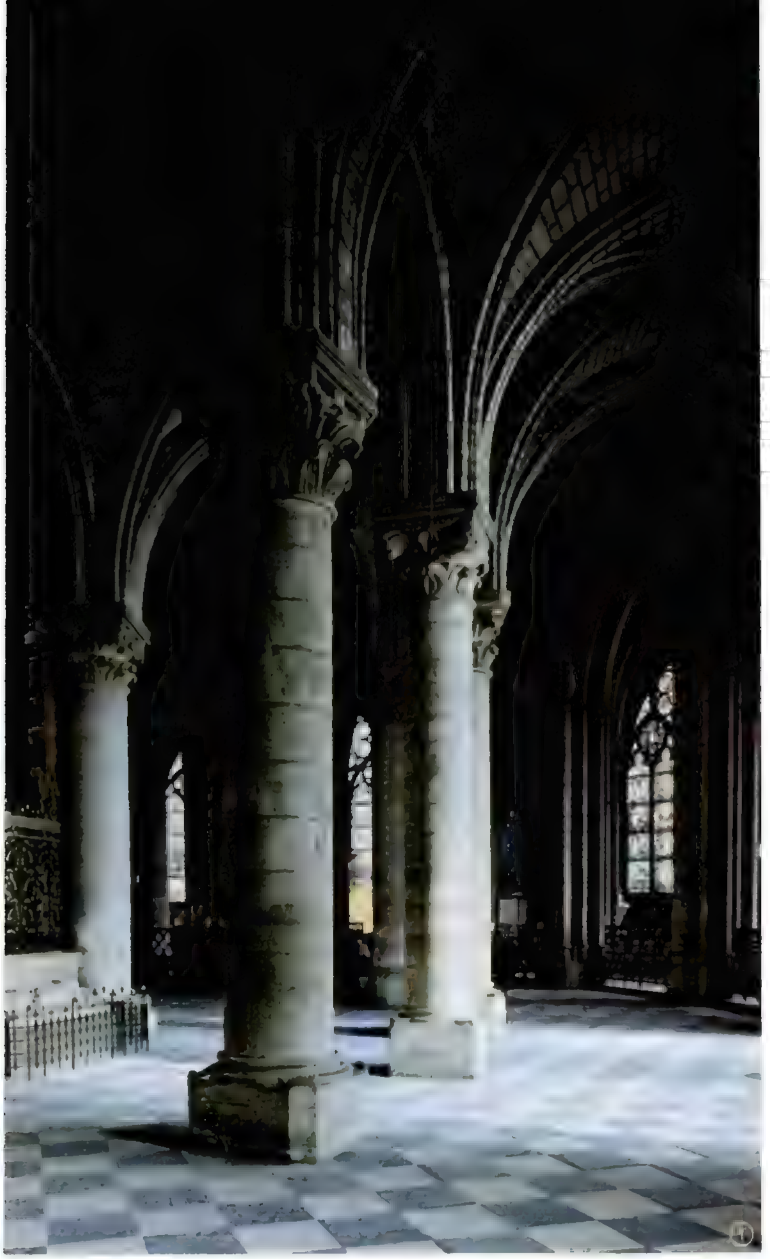
Zwei Kirchen wurden abgerissen, um Platz für die gewaltige Kathedrale zu schaffen; und ein Papst und ein König legten im Jahre 1163 den Grundstein für dieses Gotteshaus in Paris

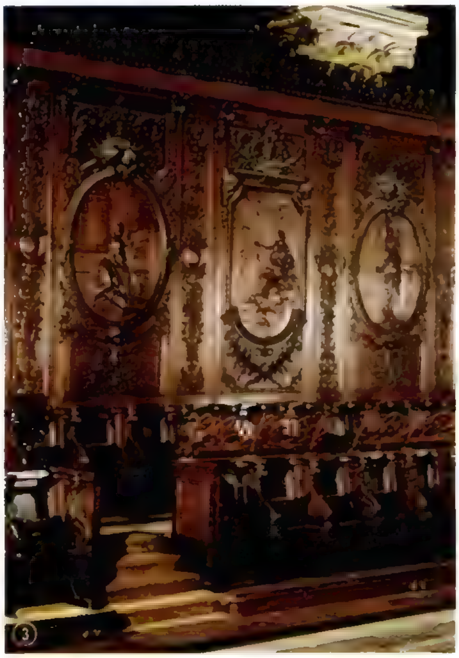
Die Revolution köpfte die steinernen Könige

Die Westfassade von Notre-Dame de Paris mit den drei Hauptportalen, der Königsgalerie und der Rose, die einen Durchmesser von 9,60 Meter hat. 1793 enthaupteten die Revolutionäre die steinernen Könige und stürzten sie hinab. Erst 1977 wurden die 21 Köpfe bei Bauarbeiten wiedergefunden



Die drei Haupteingänge heißen nach ihrer Gestaltung Annenportal, Portal des Jüngsten Gerichts und Marienportal (von links). Oben ein Ausschnitt aus dem Marienportal; er zeigt Krönung, Tod und Auferstehung der Gottesmutter. Links: Der Christus aus dem Jüngsten Gericht mit Lanze und Kreuz; daneben Maria mit dem Kind, aus dem Annenportal, um 1200

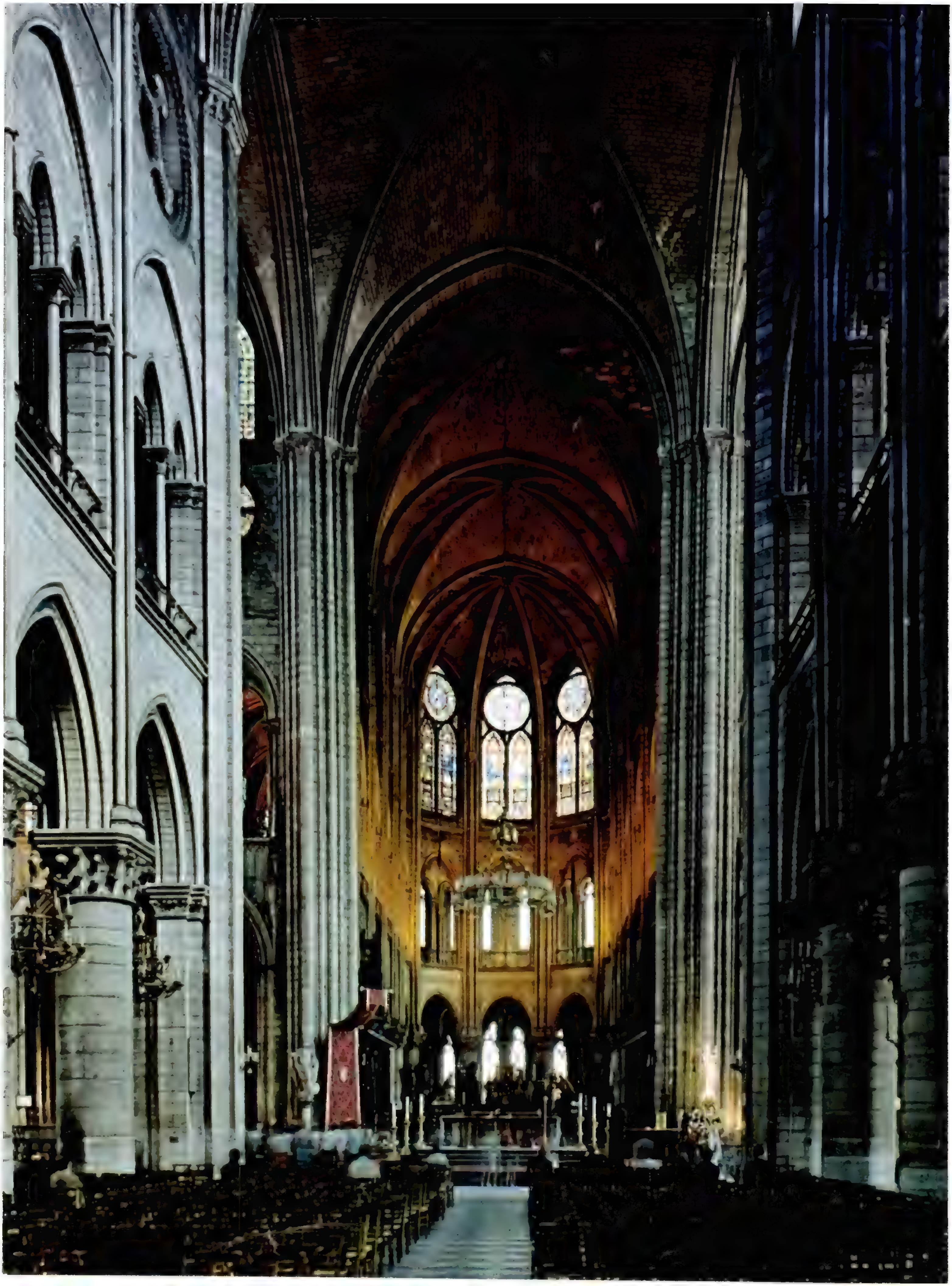




Das Innere der Kathedrale ist nicht minder eindrucksvoll als das Äußere. ① ein Teil des Chorumgangs, ② Blick ins nördliche Seitenschiff. Die Rose ist seit dem 13. Jahrhundert erhalten; die Südrose mußte im 16. Jahrhundert erneuert werden. ③ Das Chorgestühl, eine herrliche Schnitzarbeit, jüngeren Datums. Das alte Gestühl wurde um 1700 zerstört, als Notre-Dame einen neuen Hauptaltar erhielt

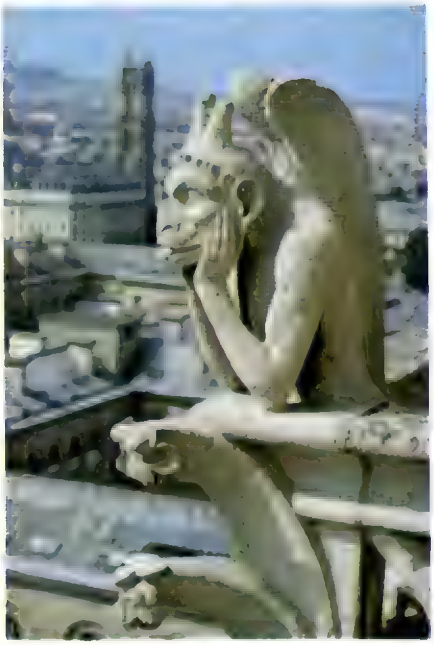
Meisterwerk eines genialen Unbekannten

Ein Wallfahrtsziel ist die Statue „Unserer Lieben Frau von Paris". Die Skulptur, von einem unbekannten Bildhauer geschaffen, stammt aus dem 13. Jahrhundert. Rechts: Blick in das Hauptschiff. Beim Aufstand 1864 schichtete man hier alle Stühle zu einem riesigen Scheiterhaufen. Der Brand wurde in letzter Minute verhindert



Bezahlten alte Frauen den Kirchenbau?

Von Osten gesehen: das Hauptschiff mit Strebepfeilern und Strebebögen. Oft wird gefragt, wie dieses gigantische Bauwerk finanziert worden ist; die populärste Antwort lautet: „Mit den Spenden eifriger alter Beterinnen." Doch ist auch überliefert, daß Bischof de Sully sein Vermögen für den Bau hergab



Überall von den Verstrebungen und Vorsprüngen der Fassaden grinsen und starren grausliche Fabelwesen herab. Manche dienen als Wasserspeier, alle erinnerten den Menschen des Mittelalters an die bösen Mächte, deren Opfer er wurde, wenn er vom Glauben abfiel. Für den „Glöckner von Notre-Dame" bilden sie im Roman wie im Film eine unheimliche Gesellschaft, die beeindruckt

Dornen aus der Marterkrone, die Jesus trug

1789 begann die große Französische Revolution, 1793 machte sie auch vor Notre-Dame nicht mehr halt – die Kirche wurde geplündert. Heute enthält die Schatzkammer wieder Kostbarkeiten wie das Reliquiar mit Dornen aus der Marterkrone Jesu, das hier zwischen zwei herrlichen Monstranzen steht

Wer vom Blumenmarkt herkommend die Cité-Insel und darauf den Platz Parvis betritt, hält vor Staunen den Atem an: Wie ein Gebirge in gotischen Formen ragt die Kathedrale über den Platz empor.

Der Schriftsteller Paul Claudel (1868–1955) hat die respektvollen und zugleich innigen Gefühle beschrieben, die von den Franzosen ihrer Mutterkirche entgegengebracht werden: „Notre-Dame von Paris ist nicht nur ein Bauwerk, sondern auch eine Persönlichkeit; es genügt nicht allein, sie zu betrachten, man muß sie leben!"

Man versteht diese Worte erst ganz, wenn man in die überaus wechselvolle Geschichte der Kathedrale eingedrungen ist, und es gehört auch das Wissen dazu, daß schon 1163, als der erste Stein gelegt wurde, diesem Bauwerk die Rolle eines Symbols für den abendländischen Glauben und ebenso für die Bindung der französischen Nation an das Christentum zugedacht worden ist.

Vor Notre-Dame erhob sich auf der Cité-Insel, die während des Mittelalters das eigentliche Zentrum der Stadt Paris war, eine Kirche aus der merowingischen Zeit. Und noch viel älter sind die am Ostende der Insel ausgegrabenen Ruinen eines Tempels, den der gallische Stamm der Parisier in seiner Hauptstadt Lutuhezi errichtet hatte. Nach der Unterwerfung Galliens durch Julius Cäsar wurde diese Siedlung unter dem romanisierten Namen Lutetia Parisiorum bald zu einem Zentrum des Handels.

Seit 1828 im Tresor von Notre-Dame hinter Glas: ein Splitter von dem Kreuz, an dem Christus starb

Im Jahr 508 erhoben die Merowinger unter Chlodwig I. Paris zur Hauptstadt ihres fränkischen Reiches. An die nachfolgenden karolingischen Herrscher, die allerdings die wiederholte Plünderung der Stadt durch die Normannen im 9. Jahrhundert nicht verhindern konnten, erinnert an der Südseite des Parvis-Platzes das Denkmal für Karl den Großen. „Charlemagne" ist hoch zu Roß dargestellt, begleitet von seinen Paladinen Roland und Olivier.

Als zielstrebig und energisch galt Maurice de Sully, ein Bauernsohn von der Loire, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Paris das Bischofsamt angetreten hatte und der die Pläne zum Bau einer mächtigen Episkopalkirche vorantrieb. Als endlich der Grundstein für Notre-Dame de Paris gelegt wurde, konnte Maurice voll Stolz und Genugtuung dabeistehen – waren es doch die höchsten Würdenträger der geistlichen und weltlichen Macht, die diese Handlung vornahmen: Papst Alexander III. und König Ludwig VII.!

Für die im noch jungen gotischen Stil

zu erbauende Kathedrale wurden die älteren Kirchen niedergerissen. Nach Vollendung des ersten Bauabschnitts erfolgte 1182 die Weihe des Hochaltars im Chorraum. Die Turmfassade war erst um 1250 fertig. Doch arbeiteten nach den Plänen des ersten Baumeisters, dessen Name in Vergessenheit geraten ist, noch mehrere Architekten bis 1330 an Notre-Dame. Bei diesen letzten Arbeiten entstanden die Kapellen und kühnen Bogenpfeiler im Chor der Kirche.

Spätere Umbauten und Restaurierungen, zum Beispiel durch den „Sonnenkönig" Ludwig XIV., haben am Bild dieses Gotteshauses nichts Wesentliches geändert; insgesamt stellt Notre-Dame sich heute kaum anders dar, als sie nach 160 Jahren Bauzeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts dastand.

Verheerend wirkte sich die große Französische Revolution auf die Kathedrale aus. Alle Statuen an den Außenwänden wurden zerschlagen, die Grabstätten geplündert, der Kirchenschatz wurde ein Raub der Revolutionäre. Der berühmte Historienmaler Louis David rief 1793 dazu auf, die Statuen der jüdischen Könige über den drei Hauptportalen (die er fälschlich für Standbilder der früheren französischen Herrscher hielt) zu entfernen. Und ab 1794 diente die Kirche als Lagerhaus für die Weine der französischen Republik.

Napoleon Bonaparte erklärte Notre-Dame 1802 wieder zum Gotteshaus. Doch erst 1844 konnte der Architekt und Restaurator Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc mit der Wiederherstellung der Kathedrale beginnen. Seine Tätigkeit sollte zwanzig Jahre dauern.

Allerdings gilt Viollet-le-Duc, der im 19. Jahrhundert Dutzende französischer Dome restauriert hat, heute als überaus zweifelhafter Neugestalter. Seine Ansicht, wonach „ein Bauwerk zu restaurieren nicht bedeutet, es zu überholen, auszubessern oder wiederherzustellen, sondern es in einen so vollkommenen Stand zurückzuversetzen, wie er vielleicht nie existiert hat", gebrauchte er als eine Art Freibrief und Legitimation für sein Wirken.

François Mauriac (1885–1970) schrieb: „In Frankreich erschien mir eine Kathedrale, an der Viollet-le-Duc gewütet hatte, jeweils tot oder halbtot." Dennoch, der Restaurator hat gemeinsam mit dem Schriftsteller Victor Hugo die Mutterkirche Frankreichs vor dem gänzlichen Verfall bewahrt.

Victor Hugo, damals auf der Höhe seines literarischen Ruhmes, hatte in seinem Roman „Notre-Dame de Paris" auf den schlimmen Zustand des Gotteshauses nachdrücklich aufmerksam gemacht. Und seine dichterische Fantasie ließ jenen Quasimodo entstehen, den buckligen Glöckner von Notre-Dame, dessen Gestalt sogar Filmgeschichte gemacht hat.

Es liegt nahe, die Gestalt des Glöckners Quasimodo in Zusammenhang mit den Wasserspeiern und Chimären zu betrachten, die als grausliche Figuren die Strebepfeiler und Balustraden der Fassade von Notre-Dame besetzt halten. Die Chimären waren in der Sagenwelt der Antike feuerschnaubende Fabelwesen, vorn Löwe, in der Körpermitte Ziege und hinten Drachen. In großer Zahl hokken sie hoch oben, lehnen sich über die Brüstung und schauen argwöhnisch in die Tiefe, in die Straßenschluchten und auf den Vorplatz der Kathedrale hinab. Daß ihr Platz dort oben ist, hängt mit dem Gestaltungsplan der gotischen Kathedralen zusammen, der die Unholde in die Höhe verbannt, während sich die erbaulicheren und wichtigeren Szenen weiter unten, im Blickfeld der Kirchenbesucher, abspielen.

Eine Inschrift erinnert an die Jungfrau von Orleans

Dies beginnt bei Notre-Dame an den drei Portalen unter der Turmfassade. In der Mitte öffnet sich das Portal des Jüngsten Gerichts. Christus als Weltenrichter sitzt zwischen zwei Engeln, die Kreuz und Lanze halten. Maria und Johannes knien daneben. Links unten sieht man die auserwählten Gläubigen, rechts unten die Verdammten in ihrer Höllenqual.

Rechts befindet sich das Portal der heiligen Anna, der Mutter Marias. Die Jungfrau Maria sitzt in der Mitte des Bogenfeldes (Tympanon), hinter den sie flankierenden Engeln sind links der Bischof Maurice de Sully und rechts König Ludwig VII. dargestellt.

Das linke Portal ist das der Jungfrau. Hier wird Maria, neben ihrem Sohn Jesus sitzend, von einem Engel gekrönt. Darunter erzählt die Figurengruppe vom Sterben und von der Himmelfahrt der Gottesmutter. Beiderseits des Mittelpfeilers finden sich in reicher Komposition, die noch aus dem 13. Jahrhundert original erhalten ist, die Darstellungen der Jahreszeiten und der Altersstufen des menschlichen Lebens.

Betritt man das Kircheninnere, so tut sich dem Besucher, der sich ans Halbdunkel erst gewöhnen muß, eine reiche architektonische Welt auf. Zwischen vier Seitenschiffen erstreckt sich das Langhaus. Sechsteilige Rippengewölbe verzweigen sich über spitzbogigen Arkaden, die auf massig-kurzen Rundpfeilern ruhen. Zahlreiche Kapellen mit teils prachtvoll farbigen großen Gemälden begleiten die Seitenschiffe. Über alle Details könnte man umfangreiche Bücher schreiben; die Fülle der Kunstschätze ist gewaltig und wirkt mitunter beinahe erdrückend. Bemerkenswert ist die an einem Pfeiler angebrachte Statue der Notre-Dame de Paris, als Gnadenbild um 1300 geschaffen. Neben ihr wird in einer Inschrift auch Jeanne d'Arc (Johanna von Orleans) erwähnt, deren Rehabilitationsprozeß 1455 in Notre-Dame begann.

Diese Inschrift bringt wiederum die historische Bedeutung der Kathedrale zum Vorschein: 1187 rief hier der Patriarch Heraclius von Jerusalem zum dritten Kreuzzug auf, 1422 empfing das neun Jahre alte Kind Heinrich VI. von England hier die Krone Frankreichs; 1558 vermählte sich in Notre-Dame Franz II. mit Maria Stuart, und 1660 heiratete der „Sonnenkönig" die spanische Infantin Maria Theresia, und schließlich wurde 1804 Napoleon durch Papst Pius VII. zum Kaiser gesalbt.

Unvollständig wäre auch die kürzeste Beschreibung von Notre-Dame, vergäße man die prachtvoll farbigen Fenster. Gewiß sind nicht alle Scheiben aus dem Mittelalter erhalten geblieben; manche wurden in sehr unsensibler Weise durch die Werkstatt Viollet-le-Ducs restauriert. In ihrem Gesamteindruck vermitteln sie jedoch nach wie vor viel Pracht und Stimmung. Noch von 1270 sind die beiden Fensterrosen im Querschiff, deren bildliche Darstellungen Christus als Richter der Welt und Maria mit alttestamentarischen Gestalten wiedergeben. Durchaus betrachtenswert auch die in unserem Jahrhundert eingefügten Farbfenster im Mittelschiff.

Allerdings ist Notre-Dame ein Hauptanziehungspunkt für den Tourismus geworden. In den Seitengassen unter den Türmen reihen sich die Andenkengeschäfte. Noch am ehesten teilt sich die Würde der Kathedrale demjenigen mit, der hier eine abendliche Messe erlebt. Und wenn er danach wieder auf den Kirchenvorplatz hinaustritt und hinauf zu den Chimären auf den Balustraden blickt, könnte es sein, daß er zwischen den armen steinernen Teufeln dort oben die bucklige Gestalt Quasimodos, des Glöckners von Notre-Dame, zu erkennen meint . . .

Uwe Anhäuser

Fotos: Agence Top, Girondon, ©IX, Anhäuser

Am Abend des Fasnetdienstags über das lodernde Feuer: der Offenburger Hexensprung

Uralt ist die schwäbisch-alemannische Fasnacht: Abt Pirmin von der Reichenau im Bodensee verbot schon im Jahr 753 die Verkleidung

Hexen, Spättle und Rungunkeln

Jammervoll jaulen die Hexen. Flammen züngeln am Holzstoß hoch, lodern an der Gestalt empor, die auf dem Scheiterhaufen steht. Es zischt und kracht und sprüht und knallt, und unter dem Geheul der umstehenden Genossinnen explodiert die Strohhexe in einem knatternden Funkenregen: Sie war mit Feuerwerkskörpern gefüllt. Da springen die besenbewehrten Hexen in hohem Bogen über das Feuer, der Schein der Flammen macht die furchterregenden Masken noch gruseliger ... So geschieht es alljährlich am Abend des Fasnachtsdienstags vor dem Offenburger Rathaus. Die letzten Stunden der Fasnet haben begonnen.

Die verwirrende Vielfalt der Bräuche, Kostüme und Masken im alemannischen Raum hat ihre eigene Geschichte. Man kann sie nicht mit den modernen, mit allerlei Modeschnickschnack und viel Fantasie „auf schön" gemachten Kostümen, den Bällen und Umzügen anderer Regionen Deutschlands vergleichen. Der rheinische Karneval, der bayerische Fasching, die Mainzer „Fassenacht" haben mit der alemannischen „Fasnet" so gut wie nichts gemeinsam.

Eine markante Figur der Straßenfasnacht: der lustige „Spättlehansel" der Althistorischen Narrenzunft in Offenburg mit seiner Ratsche

Ihr Bild wird vor allem von den prachtvollen, größtenteils handgeschnitzten Gesichtsmasken, in manchen Orten auch Schemen oder Larven genannt, bestimmt. Wer sie betrachtet, glaubt unwillkürlich den Hauch uralter Tradition zu spüren. Doch in gewissem Sinne ist dies eine Täuschung. Denn die ersten „Narrenvereine" und „Narrenzünfte" in Südwestdeutschland sind urkundlich erst um das Jahr 1840 gegründet worden.

Aber wenn auch die meisten Fasnetmasken in neuerer Zeit angefertigt wurden (es gibt noch ein halbes Dutzend Maskenschnitzer im alemannischen Raum), man sieht den Larven deutlich an, daß ihre Vorbilder aus antiker und frühchristlicher Zeit und aus der Tradition echten Volksbrauchtums stammen. Einem Brauchtum, das sich zum großen Teil aus vorchristlicher Mythologie entwickelt hat. Die

Fortsetzung auf Seite 53

Charakteristische Masken der Kornwestheimer Fasent: „Früchtle" und, dahinter, „Garbenstrickle"

„Hoorig isch de Hund, und wenn de Hund it hoorig isch, no isch er au it g'sund“

Radolfzeller Narrenspruch

Der „Faselhannes“ aus Bad Waldsee weiß alles

Freiburger „Feuernarre“: entzünden das Fasentfeuer

„Seegockel“, Friedrichshafen: 4000 Filzflecken
Links: zwei Tettnanger „Hopfennarren“

„Faßnacht als ein heidnische Onsinnigkeit soll verpoten sin und abgestellt“

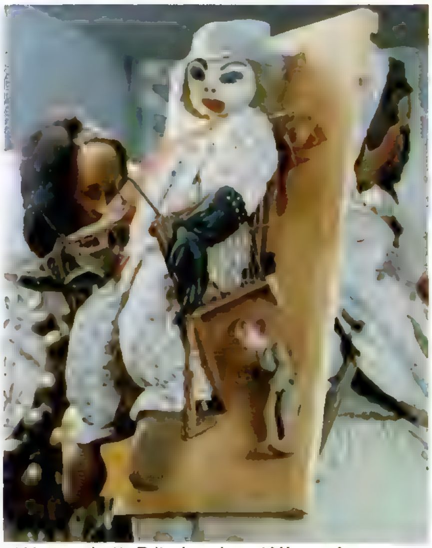
Furstenbergische Landesordnung, 1543

Kupfermaske aus dem Jahr 1810

Ausgestopfter Villinger „Wuescht“

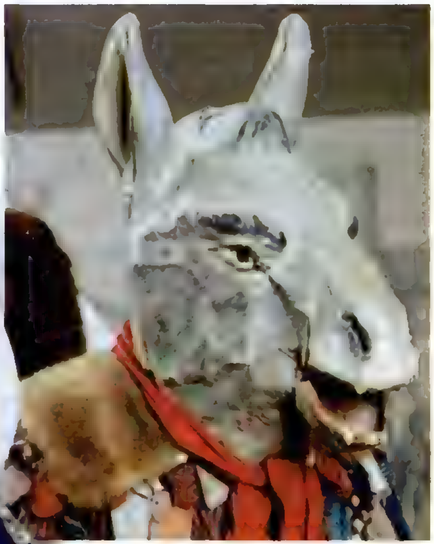
Narromaske aus dem Jahr 1765

Hanselmaske aus Donaueschingen



„Wuescht“-Rückseite: Winterhexe

Villinger „Turmwächter“, 1830



„Butzeseltreiber“ und „Butzesel“ aus Villingen, 18. Jahrhundert

Narro mit „G'schell“, und Fischerhäs

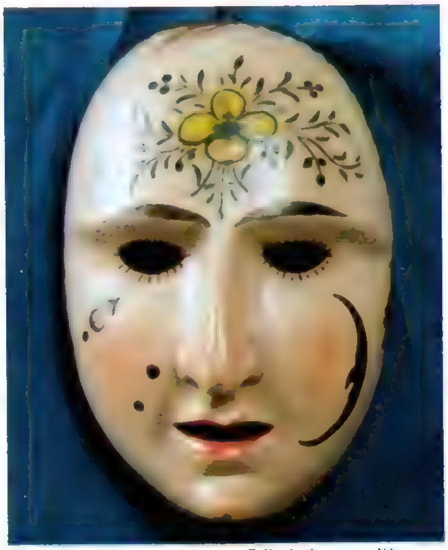
Einer der zweihundert „Triberger Teufel“. Die Schwarzwälder Larve entstand im Jahr 1893

„Schneckehüsli-Narro" aus Zell am Harmersbach: mehr als 2000 Schneckenhäuser an jedem Kostüm

„Schalk kum rus, Schalk mach mit, Schalk kum ra, 's isch Fasendszit!"

Narrenwecken in Gengenbach

„Röslehansel", Wolfach, um 1770



Heutige Maske des „Röslehansel"

Narromaske aus Rinde, Wolfach

Holzlarve, Wolfach, 1780/90

Blech, beweglicher Kiefer, um 1800
Links: „Alte Rungunkel"

Fortsetzung von Seite 47

Vorfrühlingsriten unserer Urväter, die mit Magie, mit geheimnisvollen Zauberspielen die Dämonen des Winters und der Finsternis bekämpften, sollten gleichzeitig die Vorfreude auf den kommenden, neues Leben weckenden Sommer ausdrücken. Die Mächte des Winters – so hieß es – werde man durch die schreckerregenden Masken, drohenden Tänze und durch ohrenbetäubenden Lärm sicher vertreiben.

Das ursprünglich heidnische Volksbrauchtum wurde durch das Christentum in seinem Sinn verändert. Es löste zwar die götter- und geisterseligen Naturreligionen ab und verwies deren Kulte ins Reich des Aberglaubens, doch vieles davon, wie die Feiern zur Sonnen- und Jahreszeitenwende, ist geblieben. Und gerade die schwäbisch-alemannische Fasnacht läßt viele dieser Elemente wiedererkennen. Die „Hemdglonker", eine an vielen Orten in der Fasnachtszeit auftretende Maske, sind ein gutes Beispiel dafür.

Die in bodenlange, nachthemdähnliche Gewänder gekleideten Erscheinungen wollen mit ihren mehlbestäubten weißen Gesichtern die Seelen der Verstorbenen abwehren, die ihr Fest stören könnten. Und wenn in Fridingen zum Fasentbeginn die Narren einen Pflug durch die Straßen ziehen, dem ein Sämann und die Bauersfrauen folgen, dann bitten sie in Anlehnung an eine alte Fruchtbarkeitsbeschwörung um eine gute Ernte im neuen Jahr.

Der ursprüngliche Sinn all dieser Masken und Verkleidungen ist jedoch längst verschüttet. Wenn sich heute die Menschen zu den Fasnachtszügen kostümieren und maskieren, dann tun sie dies mehr aus Spaß an der Freude und weil ihnen die kuriosen Gewänder gefallen.

Die erste urkundlich belegte Quelle aus dem alemannischen Raum, die von maskierten Umtrieben berichtet, sind die Vorschriften des Abtes Pirmin vom Kloster Reichenau im Bodensee. Die in Latein abgefaßten Anordnungen aus dem Jahr 753 verbieten es unter anderem den Männern, sich als Hirsche zu maskieren oder sich in Frauenkleidern, und umgekehrt den Frauen, sich in Männerkleidung zu zeigen. Immerhin läßt sich aus den Texten des gestrengen

Bitte umblättern

Kaiserliche Kampfstätte, päpstlicher Prunkplatz: Piazza Navona

Innozenz X. (1644–55) gab dem Platz, auf dem zu Kaiser Domitians Zeiten (81–96) sportliche Wettkampfe stattfanden, das heutige Gesicht. Der geniale Bildhauer Bernini schuf um 1650 die Hauptfigur dieses Brunnens; sie kam den Romern aber nicht wie ein Meeresgott, sondern mehr wie ein Mohr vor – weshalb sie die Statue spöttisch „Il Moro" tauften

Ein Meisterwerk Berninis (1598–1680): der Brunnen der vier Flüsse – Nil, Rio de la Plata, Ganges, Donau

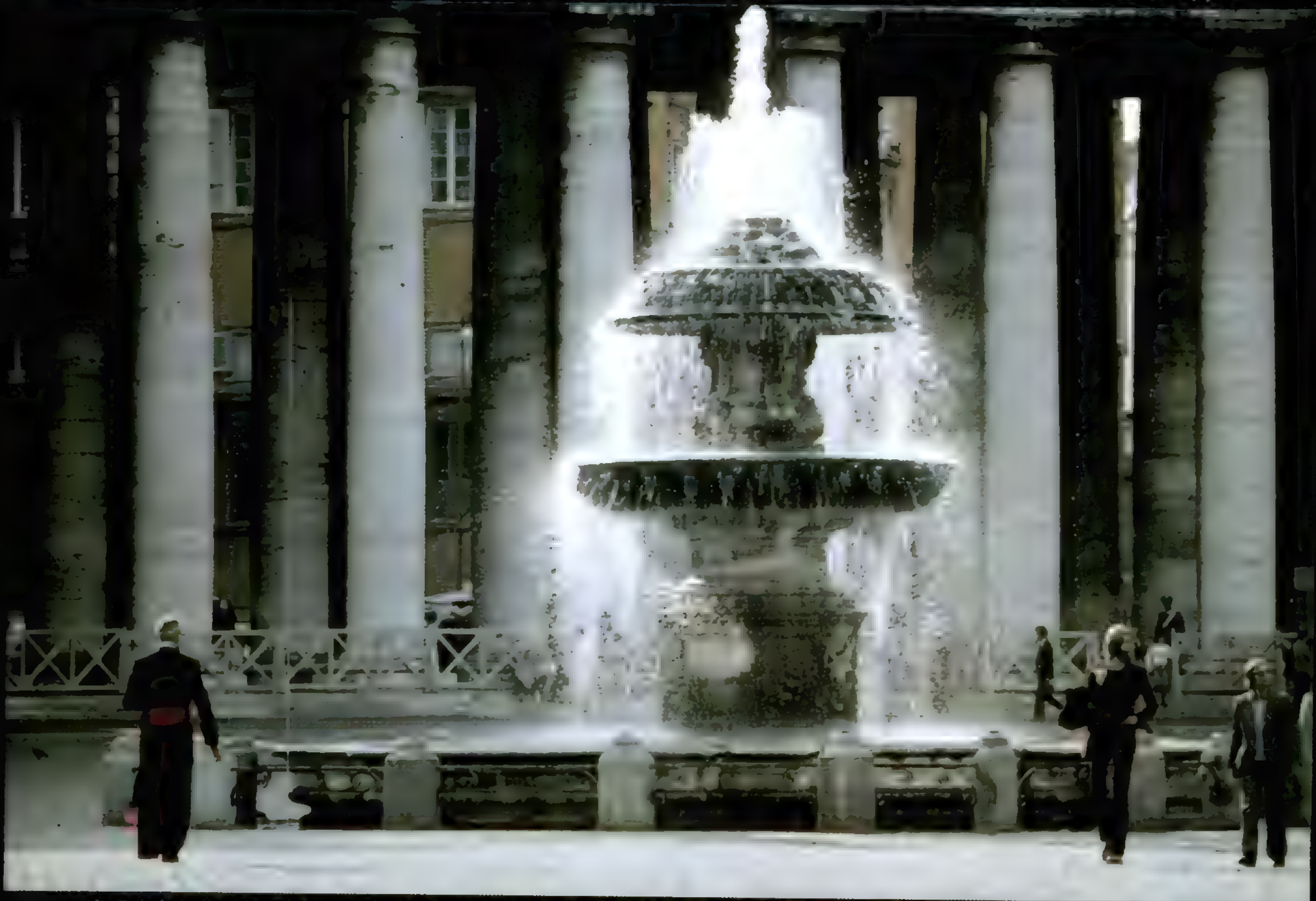
Der Herr der Meere kämpft mit einem Kraken: Die Figuren des Neptunbrunnens wurden erst 1878 aufgestellt

Masken und Delphine speien Wasser vor dem Pantheon

Giacomo della Porta (1540–1602), Baumeister des Frühbarock, stellte um 1575 den Masken-Brunnen vor dem Pantheon auf, dem mächtigen Kuppelbau aus der Epoche Hadrians (76–138). Dem Geschmack seiner Zeit entsprechend, ließ Papst Clemens XI. 1711 das Mittelstück mit Felsen, Delphinen, Inschriften und einem Obelisken hinzufügen

LEMENS XI
PONT·MAX·
NTIS ET FORI
RNAMENTO
ANNO SAL·
MDCCXI
PONTIF·XI

Brunnen in Form einer Barke: 1598 strandete bei Tiber-Hochwasser ein Boot an der Spanischen Treppe



„Aufsteigt der Strahl und fallend gießt er voll der Marmorschale Rund“: Fontänenbrunnen am Petersplatz

Papst Urban wünschte sich einen Meeresgott vor dem Palast

Urban VIII. aus dem Geschlecht der Barberini ließ 1642 von Bernini diesen Tritonenbrunnen vor seinem Familienpalast aufstellen: In einer Jakobsmuschel sitzend, bläst der Meeresgott das Wasser durch ein Muschelhorn in die Luft

Bernini fand, daß dem Brunnen Schildkröten fehlten

Der Architekt [illegible] Bernini setzte [illegible]

Aus der Kaiserzeit: Der Flußgott Marforio im Kapitolinischen Museum zählt zu Roms ältesten Brunnenfiguren

Auf dem Aventin, einem der sieben Hügel Roms: antike Maske und antike Badewanne, zu einem Brunnen vereint

Brunnen im Hof eines Renaissancepalastes an der Via Giulia: Die Maske stammt aus antiken Zeiten

Versteckt im romantischen Innenhof eines Palazzo an der Via Sistina: schöner altrömischer Wasserspeier

Griechen hatten die Idee, Römer erdachten die Technik

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt / er voll der Marmorschale Rund . . ." So beginnt Conrad Ferdinand Meyers (1825–98) wunderbares Gedicht „Der römische Brunnen". Rainer Maria Rilke (1875–1926) wurde durch das Wasserspiel bei der Villa Borghese zu seinen kaum weniger berühmten Versen „Römische Fontäne" angeregt. Und der englische Lyriker John Keats, der 1821 in Rom an der Schwindsucht starb, ließ in seinen Grabstein die Worte meißeln: „Hier liegt einer, dessen Name in Wasser geschrieben war."

Die Stadt der Cäsaren und der Päpste, sie war auch immer eine Stadt der Brunnen. Schon vor mehr als zweitausend Jahren sprudelten mitten in der Metropole vier große, künstliche Quellen; durch riesige unter- und überirdische Leitungen führten geniale Techniker Wasser aus den umliegenden Bergen in die Kapitale. Aber die Idee, das technische Werk mit einem Kunstwerk zu krönen, übernahmen sie, wie so vieles andere, von den Griechen.

Dort bewachten schon um 500 vor Christus in Stein gehauene Götterbilder alle größeren Quellen. Pilger brachten die Kunde davon mit. Doch erst als Kaiser Augustus (63 v. Chr. bis 14 n. Chr.) seinem Feldherrn und Freund Agrippa nach Beendigung der Bürgerkriege den Auftrag gab, in jeder Beziehung wieder Ordnung zu schaffen, begann in Rom eine Zeit wahren Wasserkultes und üppiger Brunnenherrlichkeit.

Agrippa ließ zwei neue Wasserleitungen errichten und schuf die erste der monumentalen öffentlichen Badeanstalten, die nach ihm benannten Thermen, in denen die Römer ihre Leidenschaft für das Gesellschaftsbad entdecken sollten. Gleichzeitig wurden innerhalb eines einzigen Jahres fast fünfhundert Brunnen in der Stadt gebaut, die meisten reich mit Figuren und Säulen geschmückt; wobei es sich oftmals um eingeführte Skulpturen handelte – aus den Werkstätten der größten griechischen Bildhauer.

Durch immer mehr Leitungen strömten schließlich Tag für Tag eineinhalb Milliarden Liter Wasser in die Stadt; die Zahl der Bäder nahm zu, und ebenso die der Brunnen, zumeist benannt nach den Figuren, die sie schmückten: nach Neptun und Orpheus, nach Nymphen und Tritonen. Und neben Quellen, die aus großen Tierskulpturen sprudelten, baute man ganze Wassertheater: Zeichen des Triumphs, daß es wieder einmal gelungen war, eine Leitung aus den Bergen in die Stadt zu „legen". In Gassen und Hinterhöfen rann das kostbare Naß aus zahllosen marmornen Löwenköpfen und Masken aller Art, und staunend vermerkte der griechische Arzt und Romreisende Galenus im Jahr 164: „Die Schönheit und Vielzahl der römischen Brunnen ist geradezu wunderbar."

Der römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
er voll der Marmorschale Rund,
die, sich verschleiernd, überfließt
in einer zweiten Schale Grund;
die zweite gibt, sie wird zu reich,
der dritten wallend ihre Flut,
und jede nimmt und gibt zugleich
und strömt und ruht.

Conrad Ferdinand Meyer

Ehe Alarichs Goten 410 das Reich heimsuchten und die Hauptstadt eroberten, hatten es die Römer auf elf Wasserleitungen gebracht, die ebenso viele große Thermen, 926 öffentliche Bäder und 1212 Brunnen versorgten. Dann aber ging es mit der Pracht zu Ende; verglichen mit dem Prunk antiker Zeiten, versank die Stadt in mittelalterliche Finsternis. Was nicht von selbst zerfiel oder von den Vandalen vernichtet wurde, das zerstörten die Einwohner. Sie brachen die alten Bauten ab, um mit den Steinen neue errichten zu können, und von den alten Brunnen blieb nicht einer erhalten. Nur einzelne Figuren, Köpfe und Masken überstanden mehr oder weniger zufällig die glanzlose Epoche.

Als man zu Beginn des 15. Jahrhunderts daranging, Rom zu erneuern, der Stadt etwas von ihrer einstigen Pracht und Großartigkeit zurückzugeben, da fehlten alle Kenntnisse, um die geniale Wasserversorgung früherer Jahrhunderte wiederherzustellen. Ziemlich ratlos stand man vor dieser Aufgabe. Da wurden im Jahr 1429 Schriften eines Julius Frontius entdeckt; er war um 97 n. Chr. Leiter der römischen Wasserwerke gewesen und hatte eine genaue Beschreibung der Aquädukte hinterlassen. Nach dem Studium dieser unverhofften Erbschaft nahm man 1435 die erste der antiken Wasserleitungen wieder in Betrieb. Es war die Aqua Virgo, die Marcus Vipsanius Agrippa 19 v. Chr. erbaut hatte.

Nach antikem Vorbild ließ man sie in eine Art Wassertheater münden: Aus drei großen Öffnungen strömte das kostbare Element in ein riesiges Becken. Das war sozusagen der Ursprung der Fontana di Trevi; der Name Trevi geht zurück auf trivium, die Drei-Straßen-Kreuzung. Allerdings, mit dem heutigen Trevi-Brunnen, dem wohl bekanntesten Wasserspiel Roms, bestand noch nicht viel Ähnlichkeit. Seine Geschichte wurde erst abgeschlossen, als alle anderen sprudelnden Berühmtheiten längst geschaffen waren.

Die Stadt wurde zunehmend schöner, doch es sollte noch gut hundert Jahre dauern, bis mit dem zweiten Aquädukt, der Aqua Felice, ab 1586 Wasser wieder so reichlich nach Rom floß, daß man sich den Luxus allerorts rauschender Fontänen gestatten konnte. Giacomo della Porta, einer der großen Architekten, wurde 1575 zum obersten Brunnenbaumeister ernannt; ein großer Teil der Fontanen des modernen Rom wurde nach seinen Entwürfen geschaffen. Unter anderem stammen der Brunnen am Pantheon mit seinen grotesken Masken und die äußeren beiden Brunnenbecken auf der Piazza Navona von della Porta. Noch der Klarheit und Einfachheit der Renaissance verbunden, entsprachen seine Werke freilich bald nicht mehr den Vorstellungen der nun dem üppigen Barock verpflichteten Päpste. Den meisten seiner Brunnen wurden deshalb später Figuren hinzugefügt; sie haben dadurch aber nicht unbedingt verloren.

Auch an einer der schönsten Fontanen Roms arbeitete della Porta mit: dem auf der winzigen Piazza Mattei versteckten Schildkrötenbrunnen. Er ist mit seinen zarten Figuren eigentlich der „unrömischste", weil ihm alles Kraftvoll-Gewaltige fehlt. Der daran beteiligte Bildhauer, der Florentiner Landini, hatte ein Stück feingegliederte Frührenaissance nach Rom gebracht. Es herrschte über lange Zeit Uneinigkeit, was die Jünglinge auf den Händen tragen sollten. Erst 1659 wurden die kleinen Schildkröten hinzugefügt, die dem Brunnen schließlich auch den Namen gaben. Diese graziösen Tiere werden

Bitte umblättern

Il Facchino – der Faßträger, um 1600. Eine der beliebten „sprechenden" Brunnenfiguren Roms: Vor der Erfindung der Zeitung heftete das Volk an diesen Figuren Blätter an, auf denen es sich kritisch über geistliche und weltliche Herrscher äußerte

Sprechende Brunnen verkündeten, was das Volk dachte

Fortsetzung von Seite 71
dem vielleicht größten Brunnenbaumeister zugeschrieben: Gian Lorenz Bernini.
Der erste, den er in Rom schuf, ist der Tritonbrunnen auf der Piazza Barberini. Bei kaum einem anderen ist es so eindrucksvoll gelungen, emporschnellendes und beim Aufprall zerstiebendes Wasser mit einer figürlichen Skulptur zu verbinden. Ein Genuß ist es, zuzuschauen, wie dieser Seedämon das Wasser durch ein Muschelhorn über sich ausstößt, um es prasselnd auf sich und die ihm als Podest dienende riesige Jacobsmuschel hinabstürzen zu lassen. Der Triton ist ein der griechischen Göttersage entstammender Dämon mit menschlichem Oberkörper; seine Beine bestehen aus zwei Fischschwänzen. Mit seinem Muschelhorn spielt er meist die Rolle des Besänftigers der Meeresfluten.
Auf der Piazza Navona kann man Berninis bedeutendstes Brunnenwerk, den Vierströmebrunnen, bewundern. 1648 erhielt der Meister den Auftrag, um den großen Obelisken in der Mitte des Platzes einen Brunnen zu bauen. Er entschied sich für die Darstellung der damals bekannten vier Kontinente und versinnbildlichte sie durch die Flußgottheiten des Rio de la Plata, des Nils, des Ganges und der Donau. In der Antike stellte man den Gott eines Flusses als einen weisen älteren Mann dar, bärtig und mit einem kraftvollen Körper. Einige dieser alten Brunnenfiguren waren der Zerstörung entgangen, und so nahm Bernini die antiken Skulpturen zum Vorbild, als er seine vier Flußgötter um ein Felsmassiv gruppierte. Es gelang ihm, die große Steinmasse mit geschickten Durchbrüchen in eine fast schwebend wirkende Form zu bringen. Auch die Hauptfigur auf dem von della Porta entworfenen Brunnenbecken am Südende der Piazza Navona stammt von Bernini. Er wollte in der mit einem großen Fisch ringenden Figur Neptun, den Gott aller Meere, darstellen. Die kritischen Römer mochten in der Gestalt jedoch keinen Neptun erkennen, sie gaben ihm den Namen „Il Moro", was „der Mohr" bedeutet. Der Spottname dürfte den erfolgreichen Bernini kaum bekümmert haben. Ein ganz anderer Fall hingegen beschäftigte ihn sehr.
Wie bereits erwähnt, war der Brunnen des ersten wiederhergestellten Aquädukts, die Fontana di Trevi mit der ursprünglichen, recht schlichten Version, noch nicht fertiggestellt. Papst Urban VIII. gab 1640 Bernini den Auftrag, eine neue, prächtige Anlage zu bauen. Der Künstler begann sofort mit der Arbeit. Er ließ den alten Brunnen abreißen und schuf einen neuen Platz nahe dem Quirinal, damit der Papst aus seinem Sommerpalast auf das Wasserspiel blicken konnte. Der Papst seinerseits wollte sich großzügig zeigen mit dem Baumaterial und gab zu diesem Zweck den Auftrag, das Grabmal der Cecilia Metella abzutragen.
Obwohl derartige Praxis schon lange üblich war – man riß die antiken Bauten ein, um die Steine für neue Gebäude zu verwenden –, geriet die Öffentlichkeit in so große Aufregung, daß der Papst gezwungen war, den Auftrag zurückzustellen. Man versuchte mehrmals, das Vorhaben wiederzubeleben, aber das mißlang.
Als Bernini gestorben war, gab es neue Pläne, aber nie zufriedenstellende. Noch einmal wurde ein Auftrag vergeben, aber diesmal begehrten die Römer auf, weil ein Franzose der Architekt sein sollte. Erst 1762 wurde die Fontana di Trevi durch den Architekten Salvi fertiggestellt – nachdem sich in 122 Jahren 14 Päpste damit befaßt hatten.
Doch bald darauf wurde es still um den gewaltigen Brunnen. Man empfand die überschwengliche Üppigkeit als Dekadenz; bis heute sind sich die Gelehrten nicht einig über die Bedeutung der Fontana. Im vorigen Jahrhundert kaum beachtet, wurde der Brunnen in unseren Tagen zum beliebtesten von Rom und zum berühmtesten der Welt. Mag sein kunsthistorischer Rang auch nicht feststehen, hindert das keinen Rombesucher daran, zum Trevi-Brunnen zu pilgern und sich an den Wasserspielen zu erfreuen. Nicht zuletzt deshalb, weil eine über die Schulter in das Becken geworfene Münze die Rückkehr in die Ewige Stadt garantieren soll.
Weniger bekannt, aber mit aufregender Geschichte verbunden, ist der alte Flußgott Marforio. Bis etwa 1580 befand sich diese antike Statue am Rande des Forum Romanum; die einzige Brunnenfigur, die den Sturm der Geschichte überlebte, weder verschüttet noch schwer beschädigt wurde. Dieser Marforio dürfte fast alle römischen Kaiser gesehen haben, war dabei, als die wilden Horden von Goten und Vandalen, Sarazenen und Normannen über die Stadt herfielen. Man nahm ihm seinen Brunnen, doch ihn selbst rührte niemand an. Jetzt liegt er im Innenhof des Museums auf dem Kapitol, ein weiser alter Herr, Zeuge römischer Geschichte und Brunnentradition; nach 1500 Jahren, die er ohne sein Element auskommen mußte, scheint er das Plätschern des Wassers direkt zu genießen.
Man möchte dem englischen Dichter Percy Bysshe Shelley (1792–1822) zustimmen, der da meinte, schon die Brunnen lohnten die Reise nach Rom; und eine Brunnenwanderung durch die Ewige Stadt, von der Piazza Navona bis zur Piazza Barberini, kann eine reizvolle Unternehmung sein. *Text und Fotos: Philipp Kuhn*

Das Exklusiv-Angebot für PAN-Leser

Meisterwerk des Monats Februar 1982: „Virgl“ (Franz von Defregger), brauner Naturholzrahmen, Format 56,5 x 50 cm

PAN GALERIE DER GROSSEN MEISTER

Entdecken Sie die Faszination wahrhaft großer Meisterwerke in Ihren eigenen vier Wänden.

In jeder Ausgabe von PAN finden Sie einen ausführlichen Bericht über einen großen Maler mit vielen eindrucksvollen Reproduktionen seiner schönsten Werke.

Die Leinwand ist, wie bei einem echten Gemälde, von Hand auf den Rahmen gespannt.

In diesem Heft ist es Franz von Defregger, der populärste Münchner Maler in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts – der Maler großartiger Genrebilder.

Sein Gemälde „Virgl“ wurde von einer Jury unseres Hauses – bestehend aus Kunstsachverständigen und Redakteuren – als „Meisterwerk des Monats Februar 1982“ ausgewählt.

Aufwendig reproduziert und exklusiv gerahmt von einer Spezialdruckerei, wird die fast plastische Wiedergabe und die brillante Farbqualität auch Sie begeistern. Ebenso wie die außergewöhnlich hochwertige Weiterverarbeitung: Die Leinwand ist – wie bei echten Gemälden – von Hand über einen Rahmen gespannt und dann in einen zu Größe und Motiv passenden, speziell dafür entwickelten braunen Naturholzrahmen (56,5 x 50 cm) eingepaßt.

Dieses „Meisterwerk des Monats Februar 1982“ ist das achte Motiv der faszinierenden Sammlung PAN Galerie der großen Meister, die ständig um ein neues Motiv eines bedeutenden Malers erweitert wird.

Sie erhalten Defreggers stimmungsvolles Gemälde als Reproduktion mit passendem Rahmen (56,5 x 50 cm) und Aufhänger, im stoßgesicherten Versandkarton, zum besonders günstigen Direktbezugspreis von DM 198,– incl. Porto und Verpackung, per Nachnahme oder gegen Verrechnungsscheck. Sollte Sie diese Reproduktion nicht restlos begeistern, schicken Sie die komplette Sendung innerhalb einer Woche zurück. Sie erhalten dann umgehend Ihr Geld zurückerstattet.

Wenn Sie dieses großartige Kunstwerk besitzen möchten, schreiben Sie einfach eine Postkarte an Kunstversand Hanne Vögele, Burgweg 19–21, 7230 Schramberg. Oder noch einfacher: Sie verwenden die Leserservice-Karte Nr. 3 vor der letzten Umschlagseite dieser PAN-Ausgabe.

Sammeln Sie mit und freuen Sie sich schon bald an Ihrer eigenen, ganz persönlichen PAN Galerie der großen Meister.

Tusche und Farbe auf Seide: Aus „Schnee, Mondlicht und Blumen" von Shunshō (1726–92)

Behälter für Schreibutensilien, Goldlackarbeit, mit Silber und Blei verziert. Die Zeichen geben ein Gedicht aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. wieder: „Wellen schlagen an den Strand . . ."

Kimono, weißer Satin, mit Strohhüten und Ahornblättern

Wunder und Weisheiten des Fernen Ostens

Wann und warum entsteht Kunst? Das ist die Frage, die den nachdenklichen Besucher noch lange beschäftigt, nachdem er die Ausstellung in der Royal Academy verlassen hat. Denn die Edo-Zeit, aus der die hier gezeigten Kunstwerke stammen, war die Zeit der Shōguns, militärischer Machthaber, die Japan zweieinhalb Jahrhunderte mit Härte regierten und von der übrigen Welt abschlossen.

Nach einem fast hundertjährigen Bürgerkrieg gelang es drei Männern, in der Stadt Edo ein neues Machtzentrum zu schaffen; wie es in der malerischen Sprache des Fernen Ostens heißt: Oda Nobunaga (1534 bis 1582) „mischte den Kuchenteig", Toyotomi Hideyoshi (1536 bis 1598) „buk ihn", und Tokugawa Ieyasu (1542 bis 1616) „aß ihn". Dieser Ieyasu gewann besagten Kuchen im Jahre 1600 in der Schlacht von Sekigahara und nahm drei Jahre später den Titel Shōgun an. Und der Kuchen hielt lange vor: Erst 1867 trat der letzte Shōgun aus der Familie Tokugawa ab – das Militär gab dem Kaiser die Macht zurück.

Die Shōguns hatten das Kaisertum nämlich nicht etwa abgeschafft, sondern nur nach Kyoto verbannt – mit der ebenso höflichen wie von diskreten Winken mit dem Schwert begleiteten Aufforderung, der Hof möge sich um die Wissenschaft und die schönen Künste kümmern und sonst nichts. Im übrigen sorgten die Shōguns mit Hilfe ihrer Provinz-Vasallen, die sie ebenfalls an der ganz kurzen Leine hielten, dafür, daß sich am strengen und deshalb so leicht regierbaren Kastensystem des Landes nichts änderte. Es ist hier nicht möglich, auf die soziologischen und psychologischen Hintergründe und Bedingungen einzugehen; wer sich in den vorzüglich gemachten Katalog versenkt, erfährt das Wissenswerte. Jedenfalls ließ auch diese Diktatur für viele als einzigen Ausweg nur die innere Emigration zu, die Flucht in Kunst und Kultur. Das Ergebnis zeigt diese Ausstellung, die in der Londoner Royal Academy noch bis 21. Februar zu besichtigen ist. *Visitor*

AUSSTELLUNGEN

Dreimal Deutschland
Hamburg, Kunsthalle. Gemälde und Zeichnungen von Käthe Kollwitz, Max Liebermann und Franz von Lenbach aus der Zeit von 1871 bis 1918. Bis 28. Februar 1982

Hans Richter – Retrospektive
Berlin, Akademie der Künste. 220 Werke des deutschen Künstlers. Bis 28. Februar 1982

Russische Malerei aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
Hannover, Niedersächsisches Landesmuseum. Bis 28. Februar 1982

Marc Chagall
Hannover, Kunstmuseum mit Sammlung Sprengel. Werke des russisch-französischen Malers. Bis 14. Februar 1982

Chaim Soutine (1894–1943)
Münster, Westfälisches Landesmuseum. Bis 28. Februar 1982

Schätze aus Kreml und Eremitage – Russische Schatzkunst
Köln, Wallraf-Richartz-Museum. 107 Schaustücke der russischen Goldschmiedekunst. Bis 14. Februar 1982

Gerhard Richter – Abstrakte Bilder 1976–1981
Bielefeld, Kunsthalle. Bilder und Farbskizzen des Künstlers. Bis 21. Februar 1982

Paul Klee: Innere Wege (1879–1940)
Ludwigshafen, Wilhelm-Hack-Museum. 370 Werke des deutsch-schweizerischen Künstlers. Bis 14. Februar 1982

Paul Cézanne – Aquarelle 1866–1906
Tübingen, Kunsthalle. 122 Werke des französischen Malers. Bis 21. März 1982

John Davies
Karlsruhe, Kunstverein. Kopfplastiken und Figurengruppen des englischen Bildhauers. Bis 28. Februar 1982

Hans Hartung
München, Staatsgalerie moderner Kunst. Etwa 800 Werke des deutsch-französischen Künstlers. Bis 28. Februar 1982

Ein Taschenweltchen – Zinnfiguren
München, Bayerisches Nationalmuseum. Bis 20. Februar 1982

IM NÄCHSTEN HEFT

Seiner Zeit voraus: Francisco de Goya

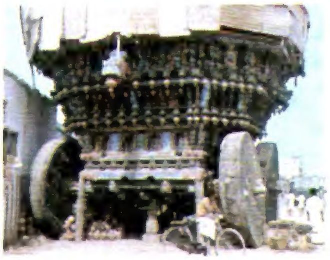
Er gehört zu den ganz Großen der Kunst. Als er 1828 starb, hatte er alle Höhen und Tiefen des Lebens erfahren. PAN berichtet über den spanischen Maler und Zeichner Goya

Trier, Kaiserstadt an der Mosel

Gegründet von Kaiser Augustus, Hauptstadt des römischen Westreiches, Pfalz der fränkischen Kaiser, erster deutscher Bischofssitz: PAN besuchte das 2000jährige Trier

Johann Wolfgang von Goethe – ein Porträt

„Macht nicht soviel Federlesen, / Setzt auf meinen Leichenstein: / Dieser ist ein Mensch gewesen, / Und das heißt ein Kämpfer sein": PAN berichtet über Goethe, der 1832 starb



Die Tempel von Mamallapuram

Die Geschichte ist über die einst wichtige Hafenstadt hinweggegangen. Nichts ist geblieben – bis auf die Wagentempel und das größte Relief der Welt. PAN war in Südindien

Gold und Weisheit der Asante

Ihr Reich lag im Urwald Westafrikas, im heutigen Ghana. Sie galten als unermeßlich reich, als klug und tapfer. PAN erzählt von Geschichte und Kultur des Asante-Volkes

PAN Nr. 3 erscheint am Freitag, dem 26. Februar

PAN erscheint jeden Monat im Verlag BURDA GmbH, 7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER: DR. FRANZ BURDA

REDAKTION:

TEXT: Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Hans Jakob Kurz

BILD: Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Edith Viertel

LAYOUT: Bernhard Pallagst

AUSLANDSKORRESPONDENTEN: London: Johannes Gewiess, 50, Fetter Lane, 3rd Floor, London E. C. 4y OJA, Tel. 01–3 53 35 68, 3 53 35 69, 3 53 67 09, FS: 267 402. New York: Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York. N. Y. 10020, Tel. (2 12) 5 82 38 24, FS: RCA 236 618. Los Angeles: Frances Schoenberger, Burda Publications, 6430 Sunset Blvd. Suite 714, Hollywood, California 90 028, Tel. (2 13) 462–1238, FS: 194 374. Paris: Beate Becker, 123, Champs-Elysées, 75008 Paris, Tel. 720 39 46, 720 18 08; FS: 610 972. Rom: Corso Bojano, Via dell'Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, FS: 00 4 361 503.
Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46/37 21, FS: 06-27 59.
Fur unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Einzelpreis im Bundesgebiet 4,– DM inkl. 6,5% MWSt., Abonnementspreis Inland 3,50 DM inkl. MWSt.
Auslandspreise: Belgien 80 bfr; Dänemark 14 dkr; Finnland 11 Fmk; Griechenland 130 Dr; Großbritannien 1,30 £; Kanarische Inseln 200 Ptas; Niederlande 4,75 hfl; Norwegen 15 nkr; Portugal 130 Esc; Schweden 12,50 skr; zuzüglich Auslandsporto
Printed in West-Germany. Grenzüberschreitende Lieferungen sind nur mit Zustimmung des Verlags gestattet.
ANZEIGEN: Anzeigendirektor: Rudolf A. Bauer, Anzeigenverkaufsleiter: Helmut Baumann-Krantz, Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 1, gültig ab 1. Januar 1981
VERTRIEBSLEITER: Jörg Schatz
OBJEKTLEITER: Rudolf A. Reiff
VERLAG UND DRUCK: Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 84 01, FS: 7 52 800 0, 7600 Offenburg.

Rücktitel: Franz von Defregger, Holzknechte in einer Sennhütte. 1880. Öl, 111 x 87 cm. Hamburg, Kunsthalle

PAN